

Im Buch «Ausleben» erzählen fünfzehn Frauen und Männer über achtzig von ihren Gedanken, Ängsten und Hoffnungen in Bezug auf ihren eigenen Tod. Für alle, die einmal sterben werden, stellen wir zwei der Porträtierten vor.

TEXT

MENA KOST

BILDER

ANNETTE BOUTELLIER

«DER TOD IST KEIN WOLF AM WALDRAND»

Sofie Pfister-Odermatt

*1929

Die Luft ist eiskalt. Sofie Pfister-Odermatt steht auf dem Balkon ihrer Wohnung in Waltensburg/Vuorz GR. Sie zeigt über den schneebedeckten Garten zu einem blau gestrichenen Neubau hinüber: Dort hat vor kurzem noch der alte Hof gestanden, in dem sie fast ihr ganzes Erwachsenenleben gewohnt hat. Nun ist die 90-Jährige umgezogen – damit die Jungen bauen können. Der alte Hühnerstall aber steht noch. Sechs Hennen wohnen darin und ein Hahn. Gerade kräht er wie verrückt.

«Er war heute Morgen schon eine Stunde im Freien, die Hennen natürlich auch. Aber eigentlich laufen sie nicht so gerne im Schnee. Wenn der Hahn meine Stimme hört, ruft er trotzdem nach mir; damit ich ihn rauslasse. Tiere sind schon etwas Schönes. Ich möchte nicht ohne sie leben.

Früher habe ich jeden Herbst die alten Hennen gemetzget und neue hergetan. Das Metzgen habe ich in der Hauswirtschaftsschule in Zürich gelernt: Du nimmst die Henne und streichelst sie ein bisschen, damit sie ruhig wird. Dann hältst du die Flügel und die Beine zusammen, nimmst einen Stock und haust ihr damit auf den Kopf. Ich schwinde sie erst noch an den Füßen, damit sie schon etwas betäubt ist, wenn der Stock kommt. Dann kannst du sie hinlegen und den Kopf abschneiden. Das ist die sicherste Methode – wenn der Kopf weg ist, lebt keiner mehr.

Aber seit einer Weile mag ich sie nicht mehr metzgen. Plötzlich hat mir das so gestunken, ich wollte einfach nicht mehr. Dieses Jahr habe ich fünf Hennen über die Felsen ins Tal geworfen. Ich hatte das mit dem Wildhüter besprochen, er hat gesagt, ich solle das ruhig tun. Es fehle nämlich an Nahrung für die Wildtiere. Aber die Hennen waren schon tot, als ich sie runtergeworfen habe. Ich habe sie so lange behalten, bis sie altershalber gestorben sind.

In letzter Zeit studiere ich schon am Tod rum. Früher habe ich gedacht: Jetzt habe ich noch fünfzig Jahre zu leben, dann noch zwanzig Jahre. Aber jetzt ist nichts mehr da – ich bin neunzig. Bei uns im Dorf stirbt dauernd jemand. Es gehen immer mehr von uns, man verliert auch seine Freundinnen. Da fehlt etwas. Die Welt hier unten hat sich stark verändert, es ist nicht mehr so richtig unsere Welt. Nicht nur, dass wir immer weniger Leute kennen, weil alle wegsterben. Auch was die Technik angeht, verändert sich alles. Manchmal verstehe ich nicht einmal mehr die Wörter. Es war schon schöner auf der Welt, als ich noch den Überblick hatte. Ja, der Überblick ist mir gegangen; den habe ich nicht mehr. Aber vielleicht geht es ja allen ein bisschen so? Manchmal scheint mir, sogar den Jungen wachse es hin und wieder über den Kopf mit der Welt.

Als ich kürzlich in Chur unten war, habe ich wieder einmal gedacht: Ich könnte nicht in der Stadt leben. Dort ist es so schwer. All die Steine, die aufeinandergestapelt sind und um einen herumstehen. Hier auf dem Land sieht man die Berge, hier hat man eine Aussicht. Es ist schon schön, wenn man die Welt um sich herum hat.

Geboren bin ich zwar in Stadtnähe, in Knonau bei Zürich. Aber weil mein Vater, ein Pfarrer, eine Lungenkrankheit bekam, musste er nach Arosa zur Kur. Die Mutter und wir Kinder gingen mit. Als er wieder gesund war, hat der Vater gesagt, er wolle nicht mehr runter in die Stadt, in diesen Nebel. Da sind wir nach Furna ins Prättigau und später dann nach Davos. Danach bin ich nie mehr ins Tal gezogen.

Der Tod ist kein Wolf, der am Waldrand steht und vor dem man Angst hat. Nein, der Tod ist etwas Unverdautes. Aber er hat unterschiedli-

che Gesichter: Wenn man im Krieg sterben muss, erschöpft und hungrig, dann ist der Tod etwas Grausames. Oder wenn man als junger Mensch weiss, dass man sterben muss – vielleicht sogar mit kleinen Kindern. Das ist natürlich besonders hart, damit kann man nicht umgehen.

Aber wenn man sterben muss, nachdem man ein langes Leben gelebt hat, ist das etwas anderes. Wir Alten müssen weniger zurücklassen. Meine Mutter ist bereits gestorben, mein Vater, mein Bruder, die Schulkameraden – und auch mein Mann. Es hat sich da oben also schon etwas bewohnt.

Erst wenn du jemanden verlierst, weisst du wirklich, wie das ist. Mein Mann Fluri fehlt mir wahnsinnig. Er ist im Jahr 2000 gestorben, er hatte Krebs. Ich habe ihn nicht ins Tal gegeben, ich habe ihn zu Hause behalten. Damals haben wir noch im alten Haus gewohnt. Er ist in dem Zimmer gestorben, in dem er auch geboren wurde. Man konnte nichts mehr machen, das

war klar. Ich musste nur schauen, dass er zu essen hatte, gewaschen wurde, auf die Toilette konnte. Wir haben immer darauf geachtet, dass jemand in der Nähe war, damit er rufen konnte. Einmal hat Fluri zu mir gesagt: «Ich weiss, dass ich sterben muss.» – «Ja», habe ich geantwortet, «wir wissen, dass du eine schwere Krankheit hast. Aber jetzt bist du noch hier. Und wenn du dann sterben musst, musst du keine Angst haben. Dann lassen wir dich gehen. Aber wir kommen hinterher.»

An einem Morgen im Frühling ist er dann gestorben. Meine Mädchen haben ihn gewaschen, und wir haben ihm einen schönen «Tschopen» angezogen. Ein halbes Jahr lang habe ich jeden Abend im Bett angefangen zu weinen. Dann, eines Abends im Herbst, habe ich gemerkt: Eigentlich müsste ich jetzt nicht weinen – ich könnte schon, aber ich muss nicht. Da habe ich gedacht, jetzt weine ich einmal nicht.

Ich hatte schon als Mädchen den Wunsch, eine Familie zu gründen und

Kinder zu bekommen. Fluri und ich hatten sechs Kinder; drei Mädchen und drei Buben. Die Zeit, in der die Kinder klein sind, ist schon speziell schön. Mei, habe ich diese «Böbbeli» gerne gehabt! Ich wüsste nicht, was ich gemacht hätte, wenn ich keine Kinder bekommen hätte. Fluri und ich haben uns in Waltensburg kennen gelernt. Ich leitete dort ein Kinderheim von Pro Juventute. Ich und zwei andere junge Frauen waren für die 32 Kinder zuständig und haben auch gekocht. Am Abend sind oft drei junge Männer vorbeigekommen – zum «Hängeren». So hat das früher geheissen. Wir sind also zusammen in der Küche gesessen und haben Kaffee getrunken und geredet. Ich habe gleich gemerkt, dass Fluri mein Mann wird; bei ihm habe ich mich einfach zu Hause gefühlt. Als ich 26 war, haben wir geheiratet. Hier in Waltensburg, mein Vater hat uns getraut. Und der Schwiegervater hat uns den Hof übergeben. Von meinem Fenster aus sieht man ihn, dort drüben liegt er, der Laufstall ist neu. Heute führt ihn mein Enkel Paulin.

Wenn jemand Angst hat vor dem Tod, dann hilft es, darüber zu reden. Ich habe eine Freundin, die gestürzt ist und sich das Bein ausgekugelt und zerquetscht hat. Seither liegt sie. Ich besuche sie jeden Donnerstag. Mit ihr rede ich viel übers Sterben. Das muss schon sein, das muss man irgendwo abladen. Mir selbst wäre es am liebsten, wenn ich gar nicht merken würde, dass ich sterbe. Wenn ich einfach plötzlich weg wäre und die Jungen es dann entdecken würden. Wie ich einmal beerdigt werde, überlasse ich auch den Jungen. Nur verstreut werden möchte ich nicht, das ist einfach ein «Seich». Dann gibt es keinen Ort, wo man hinkann. Ausserdem ist der Friedhof im Frühjahr so schön, wenn alle Gräber gemacht sind und es zu blühen beginnt.

Am Abend liege ich manchmal im Bett und studiere. Zum Beispiel über Dinge oder Namen, die ich vergessen habe. Das ist das Alter. Es hat einfach keinen Platz mehr im Kopf, alles ist ausgefüllt vom Erlebten. Wenn es Köpfe zu kaufen gäbe, würde ich mir einen frischen kaufen. Ewig leben wollte ich trotzdem nicht, nein. Aber ein Weilchen lebe ich gerne noch.» —>



Die neunzigjährige Sofie Pfister-Odermatt in Vuorz GR.

DAS MAGAZIN N° 10 – 2020

DAS MAGAZIN N° 10 – 2020

«Früher habe ich pro Tag vier verschiedene Dinge gemacht. Ich hatte zum Beispiel zwei Sitzungen und dann Aufnahmen im Studio. Danach habe ich mich ins Auto gesetzt, bin nach Biel gehetzt und konnte gerade noch auf die Bühne rennen. Manchmal habe ich knapp gewusst, wo ich bin und was ich mache. Ich habe das Spontan-Sein regelrecht kultiviert.

Heute geht das nicht mehr, die Kräfte lassen nach. Ich mache nur noch eine Sache am Tag. Wenn ich am Abend ein Konzert spiele, bin ich am anderen Tag völlig fertig.

Im Alter wird alles enger: Es geht nicht auf – es geht zu. Darauf reagiere ich mit Ängsten. Nichts mehr machen zu können, ist für mich ein fürchterlicher Gedanke. Solange ich kann, werde ich weitermachen. Aber irgendwann kommt der Moment, wo ich mit Saxofonspielen aufhören muss. Saxofon ist ein anstrengendes Instrument. Ich frage mich schon: Wann wird wohl mein

Mein Leben war ein Auf und Ab. Es war auf jeden Fall spannend. Vermutlich habe ich vieles falsch gemacht. Meine erste Ehe ging auseinander, als das älteste unserer drei Kinder zwölf Jahre alt war. Ich bin dann bald in eine nächste Ehe hineingelaufen, die mich völlig in Anspruch nahm. Es hatte kaum etwas anderes daneben Platz, und ich habe mich viel zu wenig um meine Kinder gekümmert. Meine zweite Frau brachte ein Kind in die Ehe, und wir bekamen noch ein gemeinsames. Nach fünfzehn Jahren ist auch diese Beziehung auseinandergegangen.

Die schönste Zeit in meinem Leben ist jetzt. Sie hat begonnen, als ich vor zwanzig Jahren meine heutige Partnerin kennen gelernt habe. Ausserdem wollte die Plattenfirma kürzlich meine alten Sachen wieder herausbringen, und ich habe Musikpreise erhalten: Im Alter werde ich plötzlich geschätzt.

Wie sterben genau ist, weiss ich nicht. Am ehesten kann ich mir vorstellen, dass ich von einem Traum lückenlos in den Tod hinübergleite. Aber man kann sein Ende ja nicht aussuchen. Ich habe erlebt, wie meine Eltern gestorben sind. So möchte ich nicht sterben. Mein Vater lebte in Basel. Er war krank und hätte Hilfe gebraucht. Aber er weigerte sich, das Haus zu verlassen. Er wollte, dass ich zu ihm ziehe und ihn pflege. Aber das ging nicht. Also habe ich ihm eine Pflegerin organisiert. Nach drei Tagen hat er sie wegjagt. Tags darauf ist er die Treppe hinuntergefallen und später im Spital gestorben. Zuerst hatte ich eine «Sauwut» auf ihn. Dann ein schrecklich schlechtes Gewissen, weil er so jämmerlich gestorben ist. Meine Mutter ist am Ende ihres Lebens in ein Pflegeheim gegangen und hat eigentlich nur noch gelitten. Sie konnte nicht mehr sprechen und hatte Schmerzen. Sterben konnte sie trotzdem nicht. So etwas möchte ich auch nicht erleben. Wenn ich mich nicht frei bewegen kann, bekomme ich Angst.

Meine Mutter ist gegangen, als ich sieben Jahre alt war. Das war eine schwere Zeit. Aber ich habe kaum Erinnerungen daran, ich habe das verdrängt. Die Ehe meiner Eltern endete in einer hässlichen Scheidung. Sie waren sehr unterschiedlich: Mein Vater war der Sohn eines kleinen Ladenbe-

Bruno Spoerri in seinem Studio in Zürich.



«DANACH KOMMT NICHTS MEHR»

Bruno Spoerri
*1935

Die Musik hat Bruno Spoerri ein Leben lang begleitet. Der 84-jährige Jazz- und Elektromusiker steht auch heute noch regelmässig auf der Bühne. Er wohnt mit seiner Partnerin zusammen in Zürich, keine fünf Minuten von seinem Studio entfernt. Dort verbringt er mehrere Nachmittage die Woche. Am schönsten aber findet er es, mit anderen zu improvisieren. Er mag diese Spannung, diese Freiheit – und dass man sich voll aufeinander einlassen muss.

letztes Konzert sein? Die Sachen, die ich mit der Elektronik mache, sind körperlich natürlich weniger anstrengend. Elektronische Musik werde ich deshalb wohl noch länger machen können. Aber wie lange hält die Konzentration? Wie lange kann ich die Geräte noch bedienen? Schon heute habe ich mehr Mühe als früher, mich in neue Softwareprogramme einzuarbeiten. Auch das wird also irgendwann schwierig.

Mit dem Tod gebe ich mich möglichst wenig ab. Ich habe noch viele Pläne, ich will noch nicht sterben. Es ist mir schon klar, dass es irgendwann aufhört. Trotzdem möchte ich mich nicht damit befassen. Wirklich nicht. Ich rede auch nicht mit anderen Menschen über den Tod. Höchstens mit meiner Partnerin. Aber nur über praktische Dinge, wie etwas geregelt werden soll und so. Über den Tod an sich sprechen wir nicht.

sitzers, der hoch hinaus wollte und auf die Nase gefallen ist. Meine Mutter stammte aus einer russisch-jüdischen Musikerfamilie, die 1906 in die Schweiz zog. Sie war eine tolle Musikerin, die schon als Kind grossen Erfolg hatte. Sie gewann genau zu jener Zeit den grossen Preis von Genf, als der Krieg losging. Danach war es für sie als Jüdin mit der Karriere vorbei.

Meine Kindheit verbrachte ich in Basel. Ich wurde gleichzeitig verwöhnt und überfordert. Mein Vater hatte immer die Vorstellung, dass ich etwas Grosses werden müsse. Tatsächlich war ich ein Klavierwunderkind und spielte schon mit fünf Jahren sehr gut. Also hat man mich zum Star-Klavierlehrer von Basel geschickt. Der hat mir das Klavierspielen dann fürs ganze Leben verdorben. Ich wollte kein Klaviervirtuose werden, ich wollte einfach nur spielen. Da habe ich mich verweigert.

Erst später, als ich in den Jazz hineingekommen bin, habe ich wieder angefangen, Musik zu machen.

In meinem Leben ist alles über Umwege geschehen. Meine Mutter hat mir einmal gesagt, dass ich alles werden dürfe ausser Berufsmusiker – als Geigerin wusste sie, wie hart dieses Leben ist. Also studierte ich Psychologie und wollte Psychoanalytiker werden. Während meiner eigenen Analyse hat sich dann vieles verändert, und ich kam zu einem völlig anderen Beruf. Ich spielte in einer Jazzgruppe und machte über diese Kontakte einige Filmmusiken für eine Werbefirma. Eines Tages erhielt ich ein Jobangebot in diesem Bereich. Es war die Zeit, als das Werbefernsehen aufkam. Es ging rasant aufwärts – und ich bin mit dem Strom geschwommen. Auch weil es genau diese Schnittstelle von Musik und Technik war, die mich interessierte.

Ich würde gerne plötzlich sterben. Bei einem Konzert tot umzufallen, wäre zum Beispiel eine Idee. Ich weiss von jemandem, bei dem das so war. Allerdings ist das für die anderen wohl ein rechter Schock. Also doch besser einschlafen und nicht mehr aufwachen. Danach kommt nichts mehr, davon bin ich überzeugt. Alles andere sind Wunschvorstellungen. Sie entstehen aus dem Bedürfnis heraus, noch einmal etwas zu spüren.

Am Jazz hat mir immer die Freiheit am besten gefallen, das Improvisieren. Diese Spannung, mit Menschen zu spielen, die man nicht kennt. Man hört den anderen wirklich zu, achtet darauf, was man spürt – und reagiert. Im nächsten Monat habe ich sieben Konzerte. Zum Üben gehe ich in mein Studio. Aber es langweilt mich, ich finde üben überhaupt nicht interessant. Also lasse ich eine Begleitung laufen. Ich muss mir die Illusion schaffen, dass ich wirklich spiele. Nur so geht es.

Wenn ich tot bin, sollen die Erinnerungen an mich bleiben – also bei meinen Kindern. Ich hoffe, sie werden nicht allzu schlecht sein. Was meine Musikaufnahmen betrifft, mache ich mir keine Illusionen. Sie geraten schnell in Vergessenheit. Sie verschwinden einfach. Vielleicht stehe ich dann einmal in irgendeinem Buch, das niemand liest.

So ist das. Das Leben geht weiter.»

MENA KOST ist freie Journalistin und Autorin.

Ihr Buch «Ausleben» ist soeben im Verlag Christoph Merian erschienen.